



Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zum
Sadamarer Anzeiger.
Verlag von Jos. Wilh. Hörter in Sadamar.

1915. * Nr. 31

Aus Mangel an Beweisen.

Roman von Gabriele, Baronin von Schlippenbach.

(Fortsetzung.)

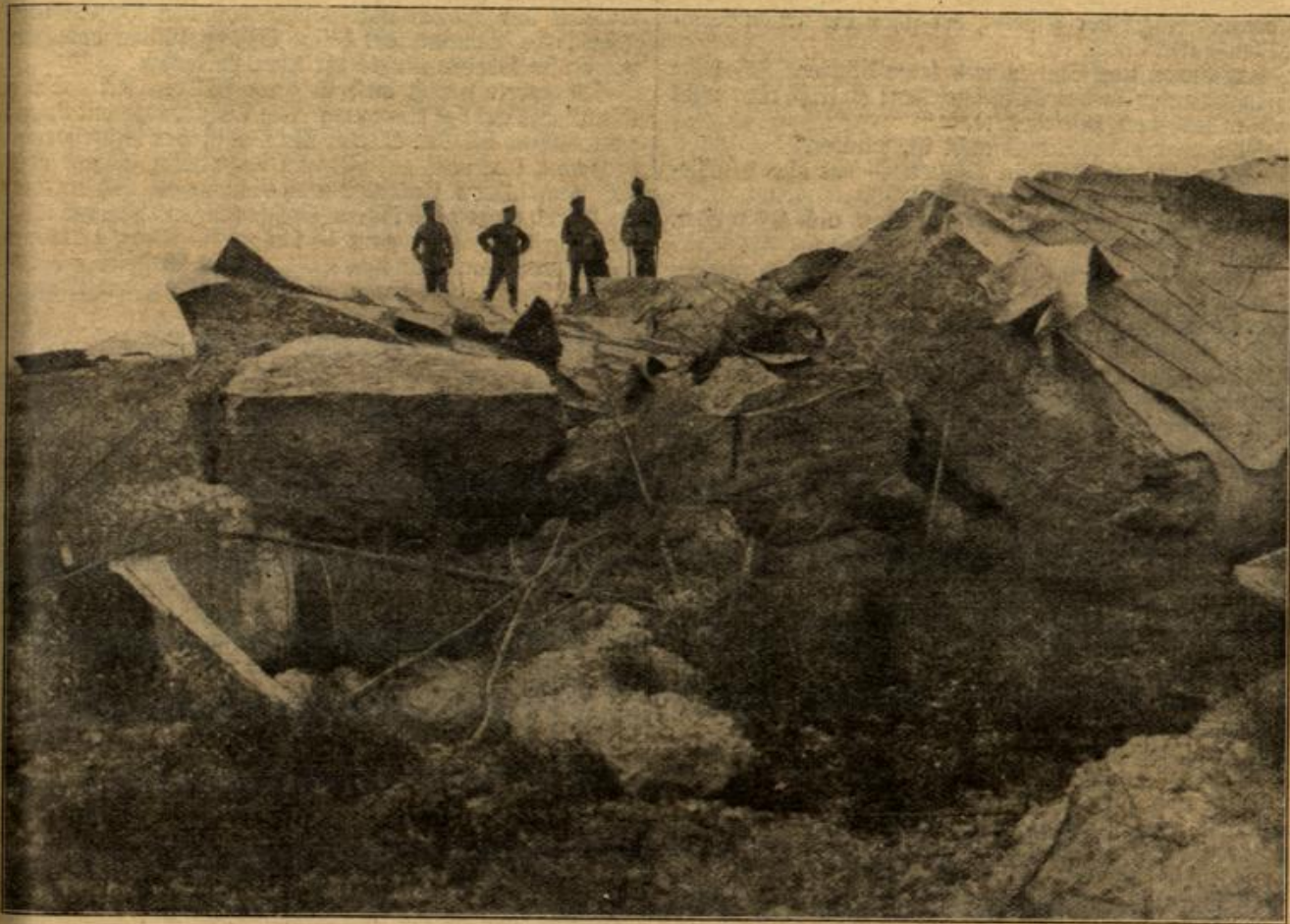
(Nachdruck verboten.)

Heute setze ich meinen Brief fort. Ich habe verschlafen; es war schon halb neun, als ich wach wurde. Bernd war schon um sieben ausgeritten, wie Trina mir sagte. Um neun kehrte er zurück auf dem hübschen Fuchs, den Onkel Hugo ihm bestimmt hat. Eine braungesleckte Weibchen, die Diana heißt, sprang neben dem Pferde her. „Gut, Mutchen, gut geschlafen?“ fragte Bernd. „Müde, mein Junge! Du bist schon so früh auf und davon.“

„Wir haben zwei Kühe im Stall. Onkel hat für alles gesorgt. Im Dorf bekommt man alle Lebensmittel, und was fehlt, kann der Bote aus Remel holen; er muß dreimal jede Woche hin. Hier ist alles billiger als in Berlin.“

Nach dem Frühstück holte Bernd den alten Jochen aus dem Stall und stellte ihn mir in aller Form vor. In seinem treuherzigen Blatt begrüßte er mich und hielt mir die schwierige Rechte hin.

„Das ist meine rechte Hand, Mutter,“ sagte Bernd, „unter Jochens erfahrener Leitung hoffe ich, ein tüchtiger Landwirt zu werden. Für Willkähmen habe ich bereits einen neuen, bestempfohlenen Verwalter engagiert, und der scheint ein brauchbarer, ehrlicher Mensch zu sein. Ich setze meine ganze Kraft da-



Fort XI von Przemyśl nach der Beschießung durch schwere Artillerie. (Mit Text.).

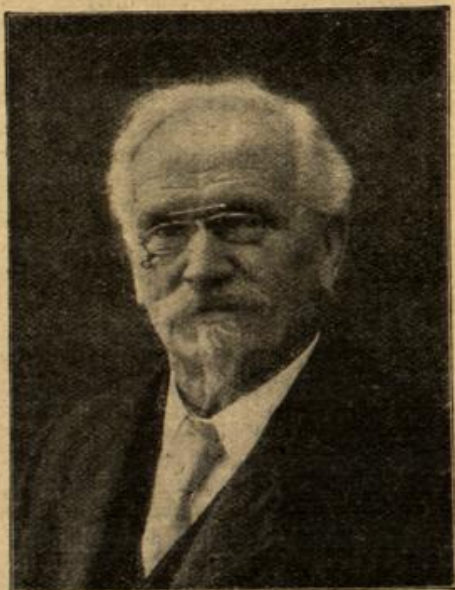
„Nächte. „Ja, auf dem Lande heißt es zeitig aufstehen“, er. „Trina, Trina, bringe doch das Frühstück!“ Bestand aus Kaffee mit köstlicher Sahne, kräftigem Landbutter und Schinken. „Hast du all diese Herrlichkeiten her?“ fragte ich.

ran, das Vertrauen Onkel Hugos in mein Können zu verdienen.“ Nachdem Bernd wieder fortgeritten war, räumte ich meine Sachen in den Wäscheschrank und ging zu Trina in die Küche, die blitzsauber und groß ist. Wir besprachen die Wirtschaftsangelegenheiten und notierten, was noch fehlt. Nun aber Schluß. Bernd



Nach der Eroberung von Przemysł: Die Überreste einer russischen Proze, die von einer großkalibrigen Granate getroffen wurde.

eingesehen, daß die als Barbaren verachteten Deutschen, was Kleine aber hat gesittetes und wohlwollendes Betragen betraf, die Soldateska des eigenen Landes weit in Schatten stellten. Deswegen waren auch alle aus dem Dorf Geflüchteten wieder nach Hause zurückgekehrt und gingen friedlich ihrer Arbeit nach, bei der sie häufig von den deutschen Feldgraben unterstürzt wurden. Die Kinder hatten sogar meistens mit den aufgedrungenen Gästen Freundschaft geschlossen; so auch



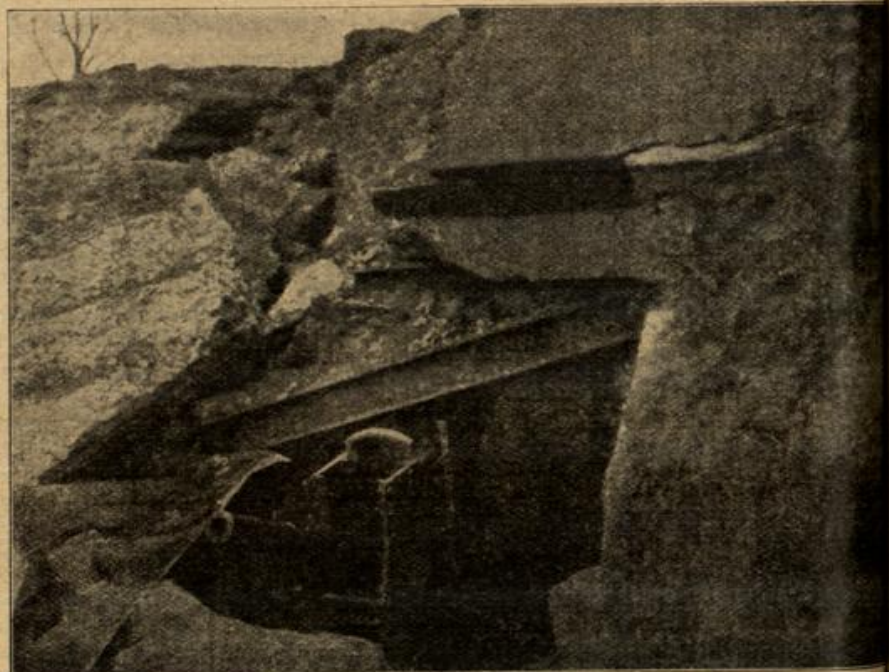
Gustav Liban,

der Erfinder der Gullach-Kanone. (Mit Text.)

der kleine Jerome Billier, der unzertrennlich an den drei Wehrleuten hing, die in seinem Vaterhäuschen einquartiert waren. Und die drei gewannen das reizende schwarzäugige Kerlchen lieb, ergöhten sich an seinem Kauderwelsch, wenn er versuchte deutsch zu sprechen, und indem sie an ihre eigenen Kinder in der Heimat dachten, taten sie alles, um sein Kinderherz zu erfreuen. Jerome aber suchte sich seinen Freunden nicht minder dankbar zu erweisen, indem er ihre Einkäufe beim Dorfkrämer besorgte, und als ihm der eine der Deutschen, Franz Harling mit Namen, der seines Zeichens Buchbinder war und etwas Französisch verstand, eines Tages aus steifem Papier eine wunderschöne Mühle zusammenleifterte, mit Türen und Fenstern und einem Mührad, das sich drehte, wenn man in den Schornstein Sand schüttete, schlich der vor Freude selige kleine Jerome in die Ecke, wo er



Gefangene Russen winken aus einem von den Deutschen erstürmten Schützengraben ihre Kameraden zur Übergabe heran.



Ein von den Bayern erstürmtes Nordfort von Przemysł. (Mit Text.)

sein Spielzeug verwahrt hielt, und kam darauf mit einem kleinen Gegenstande den er dem Soldaten in die Hand drückte. „Du — das schenk' ich dir!“ sagte er. „Das ist für deinen kleinen Heinz in Deutschland, von dem du mir so viel erzählt. Wird er sich darüber freuen?“

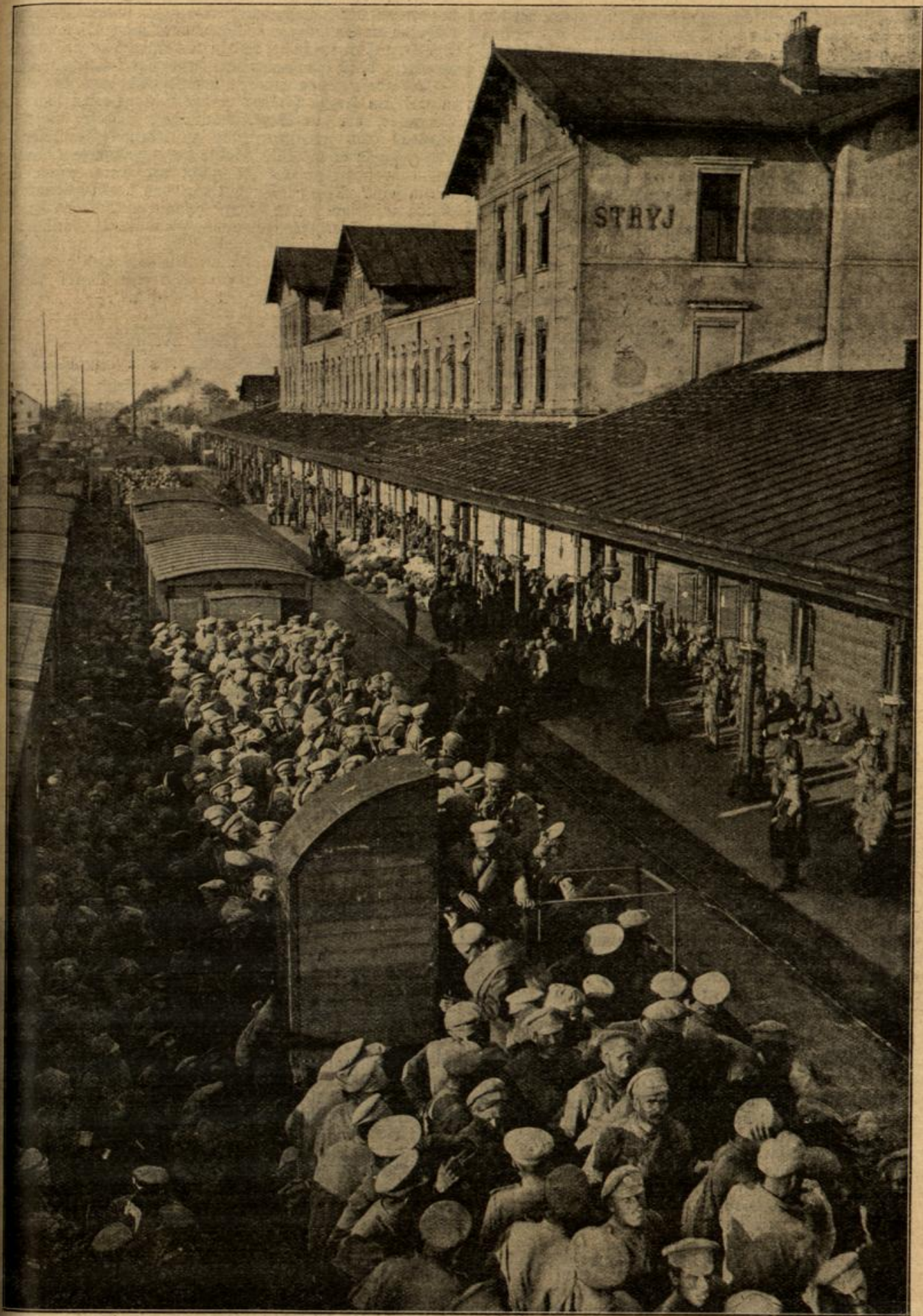
Es war eine kleine Metallhülse, in die Blechblättchen eingeschoben war, ein sogenanntes Cri-Cri, das, wenn man auf das Blech drückte, einen durchdringend schrillen Ton erzeugte. Der Beschenkte erinnerte sich, welcher Unfug mit diesem aus Frankreich kommenden Spielzeug getrieben worden als er selbst noch ein ganz kleiner Bubebes war. Auch er hatte damals so ein Ding bei sich und alle im Hause mit den nervenaufregenden Tönen zur Verzweiflung gebracht, bis sein Vater es ihm weggenommen. — Er wollte den kleinen Jerome nicht seines Spielzeuges berauben, der und drängte so lange, bis er es schließlich in die Tasche steckte, mit dem Entschluß, es gelegentlich wieder in den Spielzeugkasten des Kindes zu legen.



Johann Ritter
Fritsch v. Cronenwald,

österreichisch-ungarischer Seefeldwebel, der nichtete das italienische Luftschiff „Ferrara“ durch Bombenwurf.
Phot. Garkany.

Die Mutter des kleinen Jerome verzweifelte fast in Angst um ihren Gatten, der einem in den Argonnen gegen die Deutschkämpfenden Regiment stand, und klagte Harling jeden Tag ihr Leid. Ihr Viktor, der sie würde gewiß totgeschossen, und wenn nicht der Fall wäre, dann könne er nicht die ungeheuren Strapazen ertragen. Herr Viktor Willker war der Schneider des Dorfes. Jetzt aber, nachdem sie wußte, die Deutschen durchaus nicht die Bar-



Russische Gefangene aus den Schlachten in Galizien auf dem Bahnhof in Strij.
Phot. G. Benninghoven.

wären, als welche man sie verschrien, hätte sie keinen anderen Wunsch, als daß ihr Viktor gefangen genommen würde, dann wäre er wenigstens außerhalb der Gefahr. —

Harling versprach darauf scherzend, indem er auf die an der Wand hängende Photographie des Ehepaars deutete, daß er den Viktor fangen wolle, sobald er ihm begegne; er werde sich sein Gesicht mit der Nahe auf der Wange genau einprägen — ein Trost, welcher der armen Frau mit ein mildes Lächeln entlockte.

An einem der folgenden Tage wachte das Getöse in die Gefechtslinie ein. Da starke feindliche Kräfte festgehalten worden waren, von welchen ein Angriff zu erwarten war, so hatte das Kommando befohlen, eine besetzte Stellung auf einer Waldhöhe zu beziehen, um die sich an der einen Seite eine tief eingegriffene, von einem wuschelnden Bache durchströmte Schlucht zog. Dort hatte der Hauptmann der Kompagnie eine Wache postiert, die durch ein Feldtelefon mit der Höhe verbunden war.

Franz Harling hatte jenseits dieser Posten bezogen und stand, das Gewehr im Arme, hinter einem Felsblöcke, von wo aus er den Eingang der Schlucht übersehen konnte. Diese Stille ringsum, nur von dem Murren des Baches und dem Rauschen des Windes unterbrochen. Doch jetzt — was war das für ein seltsamer Ton? Wie das Zirpen einer Grille hatte es geklungen, nur weit stärker. Und bewegte sich dort am Eingange der Schlucht nicht etwas? Deutlich hatte der Deutsche bei dem gerade einfallenden Mondlichte gesehen, wie ein Schatten hinter einem Busche verschwand. Jetzt tauchte eine dunkle Gestalt in die Schlucht — wieder das schrille Zirpen — und dort, wo der Schatten vorher erschienen war, hielten zwei, drei, vier — eine ganze Reihe Gestalten durch das Gehölz, die gleich darauf lautlos auf der Stelle verharreten. Schon hatte Franz Harling das Gewehr erhoben, um einen Alarmruf abzugeben, da durchzuckte ihn bei der Erinnerung an das in seiner Tasche befindliche Cri-Cri ein tollkühner Gedanke. Den von dem Felsen herabhängenden Fernrohrer ergreifend, flüsternte er eine Meldung hinein und duckte sich dann, auf seine riesige Kraft vertrauend, hinter den Felsen.

Lange bemühte er nicht zu warten. Eben begann der Mond wieder hinter den Wäldern zu verschwinden, als ein leises Rascheln dicht neben ihm höher ward und eine dunkle Gestalt an ihm vorbeischießte. In dem Knäppel erkannte er einen französischen Soldaten. Aufhorchend blieb dieser jetzt stehen; da stieg sich der Deutsche mit einem eigenartigen Spinnne von hinten auf ihn und umklammerte mit beiden Händen seinen Hals.

Nur ein quagelndes Stöhnen vernahmte der Vollkrieger hervorzufliehen. Mit der Kraft der Verzweiflung wühlte er den Umgriffen von sich abzuschütteln, aber dieser hielt mit eisernem Griff fest, und kaum eine Minute dauerte es, da sanken die Arme des Franzosen schlaff herab, und von einem nachdrücklichen Faustschlag an der Schläfe getroffen, sank er bewusstlos zu Boden.

Jetzt galt es, die am Eingange der Schlucht haarenden Kameraden des Gefalles zu rufen. Nachdem dessen Rumpfer hinter dem nächsten buschigen Büsche verborgen war, hieß Franz Harling das Cri-Cri aus der Tasche hervor. Gleich darauf stürzte wieder das schrille Zirpen durch die nächtliche Stille, und zurückstehend stellte der Wache Feldgrüne fest, daß die am Eingange der Schlucht befindlichen Gestalten sich ihm näherten. Wäldern durch das Gehölz sich windend, manchmal im Bache wachend, schritt er die Schlucht aufwärts und ließ von Zeit zu Zeit das Cri-Cri schallen, bis er die Höhe des Fingebührens erreicht hatte, wo die durch den Fernrohrer herbeigekommenen Kameraden seiner warten mußten. Sie waren zur Stelle. Hinter Büschen und Bümmen fanden sie verborgen, wie er durch leises Anruf herbeizog. Deutnant Wellrad, sein Vorgesetzter, der die Abtheilung führte, rief ihn leise zu sich heran und ließ sich alles erklären.

Einige Augenblicke später jagte das Cri-Cri wieder, und unmittelbar darauf erschienen in der Schlucht die dunklen Gestalten der Franzosen und suchten der Höhe zu.

„Waffen nieder, Ihr seid gefangen“, tönte ihnen die schwarze Stimme des Deutnants französisch entgegen.

Auffchiebe der Wut, der Ruf: „Verdammt“ — und mehrere Gewehrschüsse antworteten, die jedoch mit einem hinter jedem Baume und Busche hervorsprühenden Schmelzfeuer der Deutschen erwidert wurden. Mehrere der Feinde stürzten, während die anderen wieder nach unten zurückzogen.

Aber jetzt vernahm man auch vom Eingange der Schlucht her das Knattern von Gewehrfeuer; offenbar hatten die Deutschen den Eingang mittlerweile besetzt, und die Franzosen waren gefangen wie die Maus in der Falle. Zwar suchten sie noch mehreremal durch wüthende Angriffe den Ausgang zu erzwingen, wurden aber jedesmal zurückgetrieben, so daß sie bei Tagesgrauen die Auslosigkeit jedes Widerstandes einsehen und sich ergaben. Es waren annähernd einhundertfünfzig Mann, die von Franz Harling in die Schlucht gelockt worden waren.

Nach Aussage der Gefangenen hatten sie den Auftrag unter Führung eines der Schlucht Rindigen diese zu durchziehen (wobei sie der Führer mit dem Zirpen eines Cri-Cris leise um den auf der Höhe liegenden Deutschen in den Rücken zu schlagen während die Stellung zugleich von vorn angegriffen werden sollte). Der Angriff wurde in der That in den ersten Morgenstunden genommen, brach aber unter dem Feuer der Deutschen zusammen.

Die Gefangenen wurden vorerst nach dem Dorfe gebracht, in welchem Franz Harling einquartiert gewesen war. Der Genannte, der zur Begleitmannschaft gehörte, die meistens ganz gelassen und zufriedenen Franzosen einschritt, stupte er plötzlich. Sollte das schwächliche Männlein mit dem schmalen Gesichte nicht der Gatte seiner Dammwirthin sein? Richtig! Er war es; denn deutlich konnte man die Nahe auf seiner linken Wange erkennen. Auf den ihn betrachtenden Franzosen zutretend, jagte Franz Harling:

„Monsieur Viktor Villier, ich habe Ihrer Frau Gemahl gesprochen, Sie zu fangen, damit Sie aus dem Bereich unserer Kugeln kommen; ein Deutscher hält kein Wort! Das Ihres Söhnchens hat mir dabei geholfen!“ —

Tee statt Kaffee.

Von Gustav Heid.

Daß ich den Tee anstatt Kaffee empfehle, hat seine eigenen Gründe. Einmal der Ersparrnis halber, auf die alle in dieser schweren Zeit zu sehen haben. Denn der Tee ist empfindlich, soll nichts kosten: der Garten und die freie Lieferei ihn. Dann empfehle ich ihn aus gesundheitlichen Gründen. Unter Tee ist gesundheitslich in keiner Weise nachtheilig, sondern dieser Beziehung wertvoll. Das kann weder vom Bohnen noch von den chinesischen Tees, dem schwarzen und grünen, behauptet werden.

Da ist zunächst der Pfefferminztee, *Mentha piperita*, in der häuslichen Heilkunde nicht unbekannt, aber davon man Wäldern hegen, wenn der Anflug davon für den Kranken als Magen- und Abendgericht dienen soll. Und es ist so, daß er auch als ein gutes und empfehlenswertes Gemittel gelten kann. Allerdings wird man den Anflug schwächer herstellen, als wenn er bei Magenverstimmungen dergleichen verwendet werden soll. Mit Zucker vermischt, Geschmad wohllich angenehm. Dazu dient unser Tee immer noch dem Wohlfestenden und der Gesundheit, besonders auch beruhigend auf die Nerven: also ist der Pfefferminztee für die heutige Zeit zu empfehlen.

Wer nun auch schon ein kleines Stückchen Garten besitzt, die Pfefferminze selbst kultivieren, denn sie macht wenig Ansehen den Boden und an die Pflege. Sie gedeiht jagt an jeder und feuchter Stelle. Damit ist man nicht gerade gefügt, die die Pflanzen vernachlässigen soll. Bei Trockenheit begieße man man Wälder erhalten, so ist schon bald ein Beherrschten, und das Schneiden der Zweige kann vor der im nächsten Jahre zweimal geschehen. Trocken bei jeder häufigem Dabe; aufbewahren in gut verschließbarer Flasche.

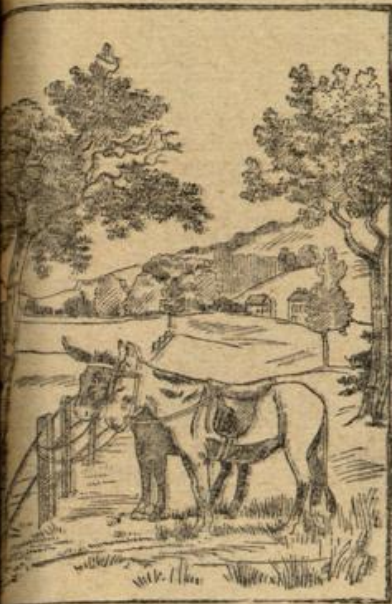
Der Waldmeister, *Asperula odorata*, ist nicht nur zur Bereitung nütze. Die getrockneten Zweiglein geben auch ein feines, aromatisch duftendes und angenehm schmeckendes von guter Bekanntheit.

Dabei läßt sich auch dieses Kräutlein recht gut im Garten kultivieren. Dem Boden wird am besten ein Laub- oder auch schäblich gute Mistbeetecke beigegeben. Man hat im Herbst oder Frühjahr, doch muß dieselbe nach ein Jahren erneuert werden. Ungefährnd duftet der im Garten zogene Waldmeister nur sehr gering, aber dieser Duft, der man, entwickelt sich bei den Früchten, in Weingeist oder gelagten Zweiglein, ebenso bei den getrockneten, wenn man beim Waldmeister des Waldes. Es lohnt sich also wohllich Freude, wie die Alten den Waldmeister nannten, im Garten herauszuziehen, zumal er an Stellen wächst — im Gebüsch haust im Schatten — wo sonst nichts aufsteht.

Und dann bietet der Wald, der Abhang, der Feldgraben Tee, möchte sagen den köstlichsten und wertvollsten, den Waldmeister. Das sollte man ja nicht vernachlässigen, die Blätter des Waldmeister zu pflücken, etwa bis gegen Juni, so lange sie noch jung sind. Die getrockneten Blätter verschließen, entwickeln einen gar feinen Duft, der dem des meisters nicht nachsteht, und ebenso ist der daraus bereitet von feinstem Wohlgeschmad. Diese Eigenschaft dürfte dem Beerstrauch auch dazu verhelfen, daß er mehr im Garten gepflanzt wird, zumal in den guten Gartenorten. Da wird allerdings mit dem Pflücken der Blätter vorsichtig sein und nicht den Strauch aller seiner Blätter und Triebe be-

Über auch die getrockneten jungen Blätter der Walderdbeeren der Waldhindeere geben einen guten Genußtee; sie werden gepflückt werden können, wo etwa der Brombeerstrauch sel- ter ist. So kann auch eine Mischung dieser drei Blätterarten hergestellt werden. Schließlich tun's auch die Blätter der im Norden wachsenden Erdbeeren, Himbeeren und Johannisbeeren, und zwar letztere der aromatischen schwarzen Johannisbeere. Dabei sei der Johannisbeerstrauch zur Anpflanzung im Garten ganz besonders empfahlend, nicht nur seiner Beeren wegen, sondern auch als Teezusatz. Denn die getrockneten jungen Blätter und Triebe geben einen Tee als Morgen- und Abendgetränk, dann aber auch einen solchen für allerlei Krankheiten und Geschwächen. Er hilft zur Blutreinigung, bei Gicht, Venenkrampf und bei junger Magenbeschwerden, ist, mit Zucker versüßt, auch recht angenehm zu trinken, also ein vorzüglicher Kaffee-Ersatz.

Verzierbild.



Wo ist denn der Fuhrmann?

Zuher berechneten sich die ärmlichen Leute auf Lande vielfach selbst den Cichellkaffee von den im Walde gesammelten und daheim gebrannten Cicheln. Es galt als ein anderes Zeichen von Armut, wenn einer Cichellkaffee trank. Sie wußten wie es besser, daß ein solcher Kaffee auch seine Eigenschaften hat, und so dürste auch heute wieder manche Frau zum selbstgebrannten Cichellkaffee kommen, ohne in dem besondern Armut zu gelangen. Cichellkaffee wird ja auch seit längerer Zeit fabrikmäßig hergestellt, ebenso wird auch wohl wieder an die Herstellung von Cichellkaffee denken. Die gerösteten Samen der wildwachsenden gelben wertvollen, *Iris pseudacorus*, kommen dem Kaffeegeschmack nahe und können dem Cichellkaffee beigelegt werden.

Heimkehr.

Von Johanna Weiskirch. (Nachdruck verboten.)

Der Hauptmast des prächtigen Kaufschiffes, das sich im Hafen der südlichen wie ein Märchenbild aus Palmennädeln auftauchenden Stadt auf den Wellen des Ozeans schaukelte, die Heimatwimpel in dem deutschen Farben. Nicht so wie sie der herbe Atem nordischer Meere spannt, sondern er und träge, so wie die Tropen atmen. Und wie flüssiges Gold voll geheimen, glühenden Lebens zittern die Wogen. Noch mal kurz vor der Abfahrt, schickt der Kapitän des heimfahrenden Schiffes eines seiner Boote zum Strande, von dem die weißen Masten des deutschen Generalkonsulats herüberschimmern, um tags zuvor angekommene letzte Heimatpost in Empfang zu nehmen. Zwei kräftige Matrosen landen die Kuder ein, von denen die Tropen wie funkelndes Geschmeide herniederperlen, und der dritte, ein junger Maschinist, der um die Günstigkeit hat, mit aus Land fahren zu dürfen, das Steuer lenkt. Am Strande angekommen, geht er zum deutschen Konsulat hin, aus dem er nach wenigen Minuten, Briefe und Zeitungen mit, wiederkehrt. Nach für ihn hat die Post einen Brief aus seiner Heimat gebracht. Die Hand des Vaters, der besser dem Pflug und dem Dreschflügel umzugehen versteht als mit Feder, hat diesmal die Adresse geschrieben, das erste mal seit der Abwesenheit von zu Hause. Wie mag das wohl kommen? Die Schreibfeder besorgte die Mutter doch sonst immer, und schon ihr Bild ihrer Schriftzüge gab ihm auf dem weiten Meere in Sturm und Not ein Heimatgefühl ohnegleichen. Deutlich sieht er die liebe Gestalt der Mutter, die in schreimürrenschönen Bauernhause mit seltener Umjicht und schalket und waltet, vor sich. Wie sie sich seiner Heimkehr freut, die ihn nun in tausend Sorgen und Angsten in dem wolkigen Verufe weiß!

Er hält immer den Brief unerschrocken in der Hand. Da ist ihm ein Luftzug, der seine Wangen streift, seinem Sinne wandelnd hebt sich das Boot, das dem Dampfer zu-

strebt. Der junge Mann am Steuer weiß, was diese Zeichen zu bedeuten haben: der Sturm naht.

Schnell reißt er den Brief aus der Heimat auf, aus dem ihm eine schwarzgeränderte Todesanzeige in den Schoß gleitet. Wie von einem häßlichen Traume befangen, liest er die Worte, die in festgedruckten Lettern das Ableben der Mutter melden. Und unter derselben Empfindung liest er, während ihm alles Blut zum Herzen strömt, des Vaters bestätigende Worte, die er mit schwerer Hand in feinen Schriftzügen zu Papier gebracht hat.

Da legt das Boot unter dem dumpfen Grollen des Meeres an Schiffe an, dessen mächtiger Klump in sich zu erbeben scheint. Völlig entfärbten Angesichts überreicht der junge Maschinist dem harrenden Kapitän die Postfächer und begibt sich auf seinen Posten. Die Anker werden eilfertig gelichtet, und bald dampft das Schiff in die offene See hinaus, fertig aus dem Bereiche gefährlicher Klappen, von denen gellend schreiende Wölkchen über die empörte See flattern. Die vorher tiefblaue Farbe des Himmels hat sich in ein bleiernes Grau verwandelt, das bald in ein schweres Gelb übergeht. Die Lüfte verhäuft eine riesige Staubwolke, die grelle Blitze ab und zu durchleuchtet.

Der Sturm ist nahe!

Alle Hände am Bord sind beschäftigt, um das Schiff zum Kampfe mit den Elementen zu rüsten.

Und dann kommt der Sturm, machtvoll und gebietend wie ein König, aus den tief schwarzen Wolken hernieder.

Die Maschine ächzt und stöhnt, und gleich ihr der junge Maschinist, dem die eiserne Pflicht an ihre Seite bannt. Wie der Sturm das Meer aufwühlt bis zu seinem Grunde, so das Leid die tiefsten Tiefen seines Herzens. Aber sein Leid ist tränenlos. Mit fester Hand tut er seine Arbeit, ob auch seine ganze Seele in dem fernem Vaterhause weilt, unter dessen trautem, strohgedeckten Dache seine Kindesliebe die Mutter so oft gesucht.

Immer jähvollender gebietet des Sturmes dröhnende Stimme dem Meere. Immer schneller zuckt der Sturm sein blitzendes Schwert. Stunde um Stunde rast und tobt er draußen auf dem Meere. Und Stunde um Stunde tobt der Schmerz in der Brust des jungen Seemanns.

Erst als die Morgenröte grauen Gespenstern gleich, über die See fluthet, erwartet der Sturm. Träger peitscht er die Wogen, und ruhiger gleitet das kampferprobte Schiff über sie hin. Und als dann die Sonne aufgeht und ihre Strahlen die erregten Wogen besänftigend auf die schaumgekrönten Häupter küssen, schweigt der Sturm. Die müdgeschlagenen Wellen schlafen ein, und stille, feierlich wird es auf dem Meere. Aber in der Brust des jungen Maschinisten wacht das Leid in den hellen Morgen hinein. Stumm und tränenlos bleibt es in der heiligen, erlösenden Stille.

Und so bleibt es auf der langen Überfahrt in ihm, bleibt so auf der langen Eisenbahnfahrt in seine Heimat, bis an die Schwelle des Vaterhauses. Die alten Föhren rauschen auf, als er die Haustür öffnet und auf die steingepflasterte Diele tritt, wo ihm an der trauten Herdstelle die Mutter sonst den Willkommenstusch gegeben. Ihre Stelle ist leer, leer der ganze Raum und stille. Nur in der Stille nebenan rasselt eine Mägd mit dem Milcheimer. Der rauhe, schweigsame Vater und der nach ihm geartete Bruder mögen wohl draußen im Felde beschäftigt sein.

So steht der heimgekehrte Sohn des Hauses und läßt die qualvollen Wände immer und immer wieder durch den rothbelegten Raum gleiten. Leuchtende Sauberkeit geht von allen seinen Geräten aus; aber es fehlt die Wärme, die der Mutter gütevolles Antlitz darüber verbreitet hat. Da entdeckt er in der tiefen Fensternische ihr Spinnrad, auf dem noch der letzte Knoten Flach, von ihrer Hand angelegt, harzt. Mit zwei Schritten ist er neben ihm, und sinkt mit dem schmerzvollen Ausschrei: „Mutter, o Mutter!“ in den Lehnstuhl, in dem die Mutter saß, wenn sie spannt und spinnt.

Da ist es ihm, als ob ihre Hand segnend und tröstend über sein blondes Haupt streiche, und laut aufweinend löst sich sein starker Schmerz in heißen Tränen.

Reisetage.

Das sind die Tage, die erfüllen,
Die still durch Sonnengluten schreiten,
Um das Geheimnis zu enthüllen
Aus der Besichtigung Sommerzeiten.
Wo bei den vollen, goldenen Ähren
Der Landmann hemmt die schwarzen Schritte,
Die Hände faltet und Gewähren
Erleht für seine tiefste Bitte:
Der du den Feldern zum Gedeihen
Gegeben Sonnenschein und Regen,
Du, Gott im Himmel, wolle verleihen
Auch zu der Ernte deinen Segen!

Johanna Weiskirch.

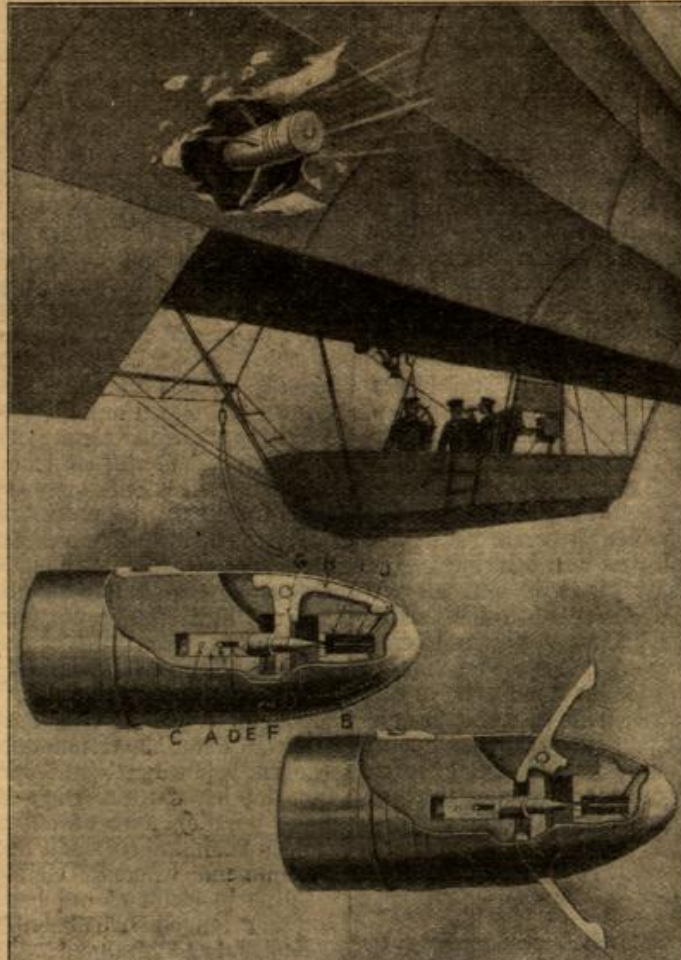
Unsere Bilder

Fort XI von Przemyśl nach der Beschädigung durch schwere Artillerie. Die Aufnahme legt Zeugnis ab von der erschütternden Wirkung der schwersten Geschütze. Betonklöbe von 3 m Stärke sind geborsten und abgesplittert und gleichen zerstörten Sandburgen. Die Trichter der 42-cm-Geschosse weisen eine Tiefe bis zu 8 m und eine Breite bis zu 15 m auf. Die moralische Wirkung dieser Geschosse war eine derartige, daß die Russen an mehreren Stellen selbst die Drahtnetze durchschnitten, um aus der unerträglichen Lage sich zu befreien und dem stürmenden Feind sich zu ergeben.

Der Erfinder der Gulasch-Kanone. Gustav Libau, ein Thüringer, bot im Jahre 1869 den Breslauer Militärbehörden seine Erfindung an. Seit jener Zeit ist das deutsche Heer mit fahrbaren Küchen versorgt.

Ein von den Bayern ersticktes Nordfort von Przemyśl. Die russischen Befestigungen, die eine Gesamtumfang von 50 Kilometer haben, bestanden aus kleineren und größeren Forts, die untereinander durch Schützengräben und sonstige Erdwerke verbunden waren. Die Forts waren mächtige, von tiefen Gräben umgebene Erdwerke mit zahlreichen betonierten Unterständen und gemauerten Kasernen. Breite, meist in zweifacher Reihe angelegte Drahthindernisse sperrten nach allen Seiten den Zugang zu den Befestigungsanlagen. Im ersten Angriff der verstärkten bayerischen Division fielen drei Forts der Nordfront samt den dazwischen gelegenen Befestigungsanlagen. Am 31. Mai gelang die Erstürmung der Forts IX a, X a und XI samt Zwischenlinien. Bis zum Abend des 2. Juni hatte sich die durch Wegnahme der Forts XI und XII und Kapitulation der Werke X b und IX a durchbrochene Linie zu einer Breite von 8 km erweitert, d. h. die ganze Nordfront, etwa der sechste Teil der gesamten Befestigungen, war im Besitz des Angreifers. Nach einer Belagerung von vier Tagen war Przemyśl zurückerobert.

Explosivgeschosse zum Zerreißn der Gasbehälter von Luftkrenzern. Der Kampf in den Lüften tritt im Lauf des Krieges immer mehr und mehr in den Vordergrund. Die wiederholten Besuche der Zeppeline in Frankreich und England haben die Gegner gezwungen, auf besonders wirksame Abwehrmittel zu sinnen. Eine eigentümliche Art von Explosivgeschossen zum Zerreißn der Gasbehälter von Luftkrenzern hat sich die bekannte Firma Armstrong, Whitworth & Co. in England patentieren lassen. Wie unsere Abbildung zeigt, springen aus der Hülse des Projektils vier scharfe, spitze, trahlenartige Eisenarme hervor, sobald dasselbe mit seiner Spitze irgendwo auf Widerstand stößt und durch den Zündstift B die leicht entzündliche Explosivmasse zum Entbrennen gebracht wird. Dabei wird dann der vordere Teil der Geschosshülse zerprengt. Wenn der Mechanismus wirklich so sicher und richtig funktioniert, wie geschrieben wird, muß das Geschos für die Zeppeline eine recht gefährliche Waffe sein, da es fraglos sehr große Löcher reißt, während die meisten anderen Projektils, welche man gegen diese Luftkreuzer entzündet, nur so kleine Öffnungen in der Ballonhülle hervorrufen, daß bei dem sehr langsamen Entweichen des Gases aus demselben nicht einmal eine Notlandung auf feindlichem Gebiete erforderlich wird. Ob die Erfindung aber gebrauchsfertig ist oder nur als unerprobtes Modell vorliegt, ist nicht bekannt. Wahrscheinlich ist letzteres der Fall. Möglicherweise handelt es sich auch nur um eines jener vielen phantasiereichen Projekte, die in den technischen Zeitschriften herumspuken und den Zweck haben, die Zeppeline graulich zu machen. In diesem Fall ist es ein Versuch um untauglichen Objekt. Dies um so mehr, als diese über eine größere Anzahl voneinander getrennter Gasbehälter verfügen.



Explosivgeschos zur Vernichtung von Luftschiffen. (Mit Text.)

der König ihn an. „Was unterstehen Sie sich,“ rief er, „wie können es wagen, mir Befehle zu wollen?“ — „Ich befehle,“ sagte der König ruhig, „damit Eure Majestät uns noch länger befehlen mögen.“ Und noch ein Wort zu sagen, nahm der König die Arznei.

Gemeinnütziges

Die Hausfrau im August. Einheimen! Das ist auch in diesem die Parole für die Hausfrau. Ja, die gute Hausfrau darf nicht müde werden ihre Küche mit Konserven zu versorgen. Säfte und Gelees werden

bereitet, Bohnen eingemacht, und Gurken eingelegt, Kürbissen gemacht usw. Jetzt ist auch die angebrochen. Eierpilze oder Pilze, Steinpilze, Trüffel usw. in großen Mengen eingesammelt werden. Dabei ist aber darauf zu geben, daß keine giftigen Pilze werden. Die Hausfrau muß in Hinblick auch bei der Zubereitung wachsame Auge haben und alle sorgfältig prüfen. Wer die Pilze nicht von den guten unterscheiden kann, sollte lieber auf die Verwendung der Pilze verzichten, der Genuß eines einzigen Giftes kann schwere Gefahren für Gesundheit und Leben im Gefolge haben. Da die Sommerzeit auch für viele menslich für die Bewohner der die Reizezeit ist, so erwachen auch dieser Richtung hin der Hausfrau viele Aufgaben. Sie muß vor Motten nicht in die Polstermöbel Portieren kommen. Zu diesem müssen die Gegenstände sorgfältig gereinigt werden. Zu größerem empfiehlt es sich dann noch, Schalen mit Kiendöl unter die zu stellen und auch Wattedäcker die mit dem Öl getränkt wurden die Polsterung der Sessel, Stühle, Sofas zu stopfen. Ferner erscheinlich, darauf aufmerksam zu daß Schuhe, die im Sommer getragen werden sollen, am aufbewahrt werden, nachdem für Einweiß abgerieben sind. Da im mer die Müdenplage oft sehr und viele unter Müdenstichen leiden haben, sei darauf hingew daß durch gewöhnliche Waschl Müdenstiche am besten gelinder den können. Man reibt die mit der trockenen Seife so lange bis eine Seifenaufgabe sichtbar ist. Das Einreiben mit Walnußblättern starkziehenden Essenzen soll auch die Müden etwas fern halten.

Zitrone. Um möglichst viel Saft aus einer Zitrone pressen können, erwärme man die Frucht zuvor gründlich.
Der Samen der Sonnenblume ist ein gutes Mauerfutter. Der flügelgüchter treffe Sorge, daß er ihn rechtzeitig vorrätig hat.

Zählrätsel.

N	N
G	W
H	T
L	G
T	A

Die leerstehenden Felder sind mit den Buchstaben N E N E G O A T H U besetzt auszufüllen, daß das Ganze der Reihe nach gelesen ein Sprichwort nennt. (Vgl. Guggenberger.)

Bilderätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Bisttentartenrätsels: Bischofswerda. — Des Homonymus: ...

Allerlei

Erkennungszeichen. A.: „Welcher von den beiden Herrn ist eigentlich der berühmte Nordpolfahrer?“ — B.: „Der immer so kalt lächelt.“
— Nach einem heißen Tage hatte sich Blücher zur Ruhe gelegt. Da weckte ihn ein Adjutant und meldete, der Feind mache eine Bewegung. „So,“ rief der Fürst, „dann melden Sie dem Feinde, daß ich auch eine gemacht hätte!“ — und legte sich bei diesen Worten aufs andere Ohr. D.C.
König Ludwig XV. von Frankreich fühlte sich einst sehr unwohl, weigerte sich aber, die von seinem Leibarzt verordnete Medizin zu nehmen. „Majestät,“ rief dieser ägerlich, „ich befehle es!“ Statt vor Erstaunen jah

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.